Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 281. **Montag** den 4. Juni 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. Juni.

Wiederholt haben wir in letzter Zeit auf Vorkommnisse hingewiesen, welche die Anmaßungen des **Polenthums** im grellsten Lichte zeigen. Man sollte meinen, daß solchen Anmaßungen gegenüber die deutsche Presse durchaus eines Sinnes sein müßte. Das ist aber nicht der Fall. Ein Theil der „freisinnigen" Presse — wir sagen ausdrücklich ein Theil, weil einzelne Blätter, wie z. B. die „Vossische Zeitung", schon seit längerer Zeit in dieser Frage auf dem nationalen Standpuncte stehen — glaubt noch immer es mit ihrer Pflicht gegen das Vaterland vereinigen zu können, wenn sie den Polen Helfershelferdienste leistet. So giebt ein langer Leitartikel des „Berliner Börsen-Courriers" den Polen in allen Puncten ausdrücklich Recht. Das Blatt leitet den Artikel mit einer sehr übel angebrachten Verspottung des Fürsten Bismarck ein, der nach der Ansicht der Herren vom „Börsen-Courier" sich in seinem Kampfe gegen die Polen lediglich von Vorurtheilen hat leiten lassen. Zu den Vorkommnissen selbst übergehend, meint der „Börsen-Courier" hinsichtlich der Boycottirung des Schützengartens in Posen durch die Polen und der Bezeichnung als „polnische Erde", daß die Polen das Recht hätten, die Provinz Posen als Theil des früheren polnischen Königreichs als polnische Erde zu bezeichnen, die allerdings preußisches Staatsgebiet geworden sei. Beides könne aber gut und friedlich neben einander bestehen. Ebenso giebt das Blatt den Polen Recht, wenn sie verlangen, daß in den Geschäften der Provinz Posen polnisch gesprochen werde, denn es entspreche den gegebenen Verhältnissen, daß man sich auf beiden Seiten wohlwollend entgegen komme. Es ist freilich nicht ganz klar, worin der „Börsen-Courier" das wohlwollende Entgegenkommen gegen die Deutschen erblicken will. Seinen bescheidenen Aufsprüchen genügt es offenbar, wenn die Deutschen sich dazu bereit finden lassen, polnisch zu sprechen. Daß das Land seit 100 Jahren in preußischem Besitz ist, daß der preußische Staat ein deutscher Staat ist: all' das scheint deutschen Männern vom Schlage der Gelehrten des „Börsen-Couriers", nicht klar zu werden. Das Unglaublichste aber ist es, daß das Blatt die unerhörte Anmaßung der Polen, dem Präsidenten der Ansiedelungs-Commission, Herrn v. Wittenburg, nicht als Mitglied des Comités für die Gewerbe-Ausstellung in Posen dulden zu wollen, als Ausfluß berechtigten Ehrgefühls ansieht. Es ist nur gut, daß die Auffassung des Blattes von der angeblich verfehlten Polenpolitik des Fürsten Bismarck gerade von den Deutschen der Provinz Posen, die doch wohl als leibliche Sachverständige in dieser Frage anzusehen sind, nicht getheilt wird; Zeugniß dafür ist die geplante Reise vieler Deutschen der Provinz nach Friedrichsruh.

Ein nach Schluß der Redaction des heutigen Morgenblattes eingetroffenes Telegramm aus Brüssel meldet, daß nach einem Berichte der „Independence Belge" der belgische Gesandte in Berlin dem deutschen auswärtigen Amte erklärt habe, „die **Congoregierung** verbürge die deutsche congostaatliche Grenze unverändert in ihrer ganzen Ausdehnung." Eine Bestätigung dieser Meldung liegt aus Berlin noch nicht vor. Dagegen drucken einige Blätter folgende Auslassung der angeblich officiösen „Militair. u. Polit. Corr." ab:

„Wenn hier und da gemeldet wird, das Zustandekommen einer Einigung zwischen Deutschland und dem Congostaat hinsichtlich des englisch-belgischen Abkommens in Afrika sei bereits so gut wie gesichert, so hören wir aus bester Quelle, daß dies keineswegs der Fall sei. Man sucht seitens der Congoregierung dem deutschen Einspruch dagegen, daß der neutrale Congostaat durch einseitige Abmachungen mit einer der Garantiemächte sein Gebiet verändert, dadurch die Spitze abzubrechen, daß man sich bereit erklärt, dem an England zu verpachtenden Streifen des Congogebiets weiter in das Innere des Letzteren hineinzuziehen, so daß zwischen der deutschen Grenze und dem an England verpachteten Streifen Landes noch Congogebiet liegen würde. Deutschland wird sich auf eine solche Lösung der Frage nicht einlassen können, besteht auch auf einer principiellen Entscheidung darüber, daß der von ihm eingenommene Standpunct richtig sei, wonach der neutrale Congostaat nicht berechtigt ist, einseitige Veränderungen seines Gebietes vorzunehmen, denn nur so, wie es 1884 bestand, die Neutralität garantirt worden ist."

Ist diese Auslassung wirklich officiös, so darf man wenigstens erwarten, daß Deutschland auf das „Auskunftsmittel", auf das die Congoregierung verfallen ist, nicht eingeht. Ob ihrem Verlangen, daß eine principielle Entscheidung über den von ihr eingenommenen Standpunct getroffen werde, auch die französische Regierung sich anschließt, muß abgewartet werden. Denn hat auch Frankreich unter denselben Voraussetzungen wie Deutschland in dem Vertrage von 1884 die Garantie für den Bestand des Congostaates übernommen, so hat es sich doch bekanntlich noch besondere Rechte auf den Erwerb dieses Gebietes für den Fall vorbehalten, daß der König von Belgien auf seinen Besitz verzichten würde. So ganz undenkbar ist es daher nicht, daß Frankreich in der Hoffnung auf den Erwerb des Congogebietes der Congoregierung das Recht vindicirt, einseitige Veränderungen ihres Gebietes vorzunehmen. Man ist daher mit Recht auf die Antwort gespannt, die der neue französische Minister des Aeußeren, Hanotaux, am Donnerstag in der Deputirtenkammer auf die Interpellation über die Stellung Frankreichs zu dem zwischen der Congoregierung und England getroffenen Abkommen ertheilen wird.

Ueber die **ungarische** Ministerkrise liegt heute lediglich die Bestätigung der Nachricht vor, daß der mit der Cabinetsbildung betraute Banus von Kroatien Khuen-Hedervary seine Versuche, liberale Capacitäten zum Eintritt in das Ministerium zu bewegen, als erfolglos aufgegeben hat und die Mission voraussichtlich in die Hände des Königs zurücklegen wird. Das dürfte bei der Stimmung, die in Ungarn augenblicklich herrscht, auch das Beste sein. Die liberale Partei hat die Mitglieder des gestürzten Cabinets aufgefordert, die Leitung nicht aus den Händen zu geben, sie haben zugesagt, und wenn Graf Khuen mit der liberalen Partei verhandeln will, kann er es nur durch Vermittelung — Wekerle's. Das ist eine unhaltbare Situation.

So lenken sich, schreibt die „N. Fr. Pr.", Aller Blicke wieder auf Wekerle als den Bevollmächtigten der Majorität des Abgeordnetenhauses. Graf Khuen versichert, daß er sich dem liberalen Programm vollständig anschließen und die Magnaten ohne Garantien zur Annahme des Ehegesetzes bewegen werde. Darin liegt die große Verschiedenheit der Meinungen. Durch welche Mittel will Graf Khuen beweisen, daß er die Magnaten umstimmen könne, nachdem die Anstrengungen Wekerle's vergeblich geblieben sind? Wekerle wollte nicht in Ungewißheit bleiben und er machte den Vorschlag, den Widerstand des Oberhauses durch einen Pairsschub zu brechen. Diese Maßregel hat sich bisherlich bewährt, und sie ist überall angewendet worden, wo die geborenen und ernannten Gesetzgeber die unbeugbaren Strömungen des Volkes nicht verstanden und nicht in sich aufgenommen haben. Graf Khuen verzichtet auf die Ermächtigung, einen solchen Druck ausüben zu können, aber man wird in Ungarn schwer verstehen, woraus er die Gewißheit schöpft, daß sich die Gesinnung der Magnaten ändern werde. Vielleicht ist Graf Khuen im Rechte, aber es würde damit der Verdacht bestärkt werden, daß die aristokratische Opposition den Minister bürgerlicher Herkunft stürzen und jetzt dem Grafen gehen wolle, was sie dem Vielbeger früher verweigert hatte. Dann würde sich erst zeigen, daß der erbitterte Kampf im Magnatenhause mehr aus dem Durst nach Rache an den Urhebern der Reform als aus der Vertheidigung religiöser und conservativer Grundsätze entbrannt ist. Wo ist die Quelle jener Zuversicht, welche den Grafen Khuen erfüllt und ihn an den heißumstrittenen Sieg der Civil-Ehe glauben läßt? Graf Khuen muß von der Voraussetzung ausgehen, daß die Magnaten das neue Eherecht nur dem gestürzten Ministerium verweigert haben, und wenn diese Ansicht richtig ist, so würde der leidenschaftliche Trotz nicht durch echte Ueberzeugung entstanden, sondern nur der heuchlerische Schein gewesen sein, welcher eine Intrigue verhüllte. Warum soll Graf Khuen bekommen, was Wekerle trotz der großen Anstrengungen nicht zu erreichen vermochte, und warum soll jetzt der Wink eines Minister-Präsidenten genügen, während früher das Aufgebot der größten Kraft nutzlos blieb? Wenn es so leicht ist, die Meinung der Magnaten zu vertauschen, so war die ganze Krise überflüssig und konnte eine Umwälzung verhütet werden, welche den inneren Zusammenhang des Reiches lockert, weil sie die ungarische Nation verbittert.

Wie weit diese Verbitterung schon fortgeschritten ist, läßt sich daraus entnehmen, daß selbst der „Pester Lloyd", der, wo der Wiener Hof im Spiel ist, auf Socken zu gehen gewöhnt ist, nicht leiser auftritt, als die „N. Fr. Pr.". Das einflußreiche Blatt wirft heute dem Grafen Khuen vor, etwas übereilt gehandelt zu haben, und meint, die Rückkehr zum Ministerium Wekerle sei der beste Ausweg. Daß es dem Kaiser, der heute in Pest eintrifft, gelingen wird, die erregten Gemüther zu beschwichtigen und das Mißtrauen, das man nun einmal den Versprechungen Khuen's entgegenbringt, zu beseitigen, ist möglich aber nicht eben wahrscheinlich. Man ist in weiten Kreisen verstimmt gegen den Monarchen, daß er den Grafen an die Spitze der Regierung stellte, bevor die scheidenden Minister in der Lage waren, einen Vorschlag über die Berufung zu unterbreiten, und bevor irgend eine Fühlung mit den Präsidenten der beiden Häuser und den Führern der Partei gesucht wurde.

Das von den **schweizer** Socialdemokraten eingebrachte Initiativ-Begehren auf Garantie des „Rechtes auf Arbeit" durch die Bundesverfassung wurde, wie uns der Draht meldet, in der gestrigen Volksabstimmung mit 290 000 gegen 170 000 Stimmen abgelehnt. Nur ein einziger Staat stimmte dafür. Es gehörte keine große Prophetengabe dazu, das Resultat vorauszusagen, denn abgesehen davon, daß das Schweizer Volk die Tendenz des Begehrens kannte — die Schweizer „Genossen" forderten die Abstimmung in dem Sinne, wie bei uns das Centrum die Zurückführung der Jesuiten, die Parität der Confessionen und Anderes auf die Tagesordnung bringt, nämlich um die Partei in Bewegung zu erhalten — mußte das kühne Project einfach an der Unmöglichkeit seiner Realisirung scheitern, die selbst den Blödesten einleuchtet. Die Forderungen der Antragsteller waren geradezu überspannt, sie verlangten, daß der Staat, der Canton, die Stadt, die Gemeinde Jedem eine seiner Leistungsfähigkeit entsprechende Arbeit anweisen und, wenn die Gelegenheit fehlte, sie schaffen sollten, daß der Lohn nicht karg bemessen sei und daß, wenn die Arbeitsgelegenheit nicht herzustellen ist, dem Arbeitslosen zu einer behaglichen, nicht blos nothdürftigen Existenz die Mittel gewährt werden müßten. Dabei ist übersehen, daß der Staat nicht geben kann, ohne genommen zu haben. Er kann weder unbegrenzt produciren, noch beliebig den Waarenabsatz ordnen. Das Recht auf Arbeit geht weiter, als der Communismus, denn dieser greift nur die Producte, jenes greift auch die Productionskraft an. Und welches wäre die wahrscheinlich unmittelbare Folge der Einführung des Rechtes auf Arbeit gewesen? Die, daß die Arbeitslosen der ganzen Welt die Schweiz überschwemmt haben würden! Zu verständigen socialen Reformen herrscht dagegen, wie wir schon wiederholt hervorhoben, große Bereitwilligkeit, die Kranken- und die Unfallversicherung, deren Einführung durch den Wunsch, die Erfahrungen in anderen Ländern zu benutzen, Aufschub erlitten hat, werden nun sehr bald ins Leben treten. Für den Arbeiterschutz ist gut gesorgt, und wo aus besonderen Verhältnissen sich Härten ergeben, bemüht man sich, sie zu beseitigen. Hoffentlich bleibt das nüchterne Votum der „freien Schweiz" nicht ohne abkühlende Wirkung auf die socialdemokratischen Hitzköpfe, deren es ja auch außerhalb der helvetischen Grenzpfähle übergenug giebt.

Bei der Berathung des **österreichisch-russischen** Handelsvertrages im österreichischen Abgeordnetenhause hat der Handelsminister auch der politischen Bedeutung des Vertrages gedacht. Er bezeichnete dessen Zustandekommen als ein Zeichen gegenseitiger freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Die russische Presse ist bezüglich dieses Punctes etwas skeptisch. So kommt die „Nowoje Wremja" bei Erwähnung der möglichen politischen Folgen des handelswirthschaftlichen Einvernehmens auf angeblich in Wien aufgetauchte Gerüchte, daß Rußland und Oesterreich-Ungarn sich nun auch wegen der „Balkanfrage einigen würden. Dem gegenüber sagt das genannte russische Blatt:

„Mit der Verbreitung solcher Gerüchte hat man es gar zu eilig und man ist dabei allem Anschein nach geneigt, den eigenen Wunsch, die bloße Hoffnung als eine fast schon perfect gewordene Thatsache zu betrachten. Wenn man bei uns in St. Petersburg im Princip gewiß nichts gegen eine politische Annäherung an die Monarchie der Habsburger hat, so darf man aber doch nicht außer Acht lassen, daß vom russischen Standpuncte aus solche Annäherung möglich ist nur unter solchen Bedingungen, die wenig Verwandtschaft mit den derzeit vorhandenen aufweisen. Für die österreichische Dynastie war die politische Unterthänigkeit und Unordnung der slawischen Balkanstaaten vom 1878 an bis augenscheinlich auch noch auf den heutigen Tag stets etwas Wünschenswerthes und „Vortheilhaftes". Rußland dagegen hat stets bedauert und bedauert noch immer diese Zustände. Nur die ruhmvoll-unerschütterliche Friedensliebe unserer Regierung hält sie von Maßnahmen ab, die auf Einbürgerung gesetzlicher Ordnung in den slawischen Ländern gerichtet wären, die von und durch Rußland von der Türkenherrschaft befreit worden sind. Die Zukunft Bulgariens und seit einiger Zeit auch die Serbiens läßt die russische Gesellschaft keineswegs gleichgiltig. Wien und St. Petersburg können sich auf dem Boden der „Balkanfrage" nur unter der Bedingung nähern, daß in der Hauptstadt Oesterreich-Ungarns man endlich aufhört, zu eigenen Gunsten, zum Schaden aber sehr wesentlicher Interessen unseres Vaterlandes die anormale Lage zu exploitiren, in der sich jetzt Bulgarien und Serbien befinden." Die „Now. Wr." hält es aber keineswegs für unmöglich, daß solcher Umschwung eintrete, und sie meint, daß sie sich von Herzen freuen würde, wenn es dahin käme. „Der Zweck unserer heutigen Bemerkungen" — fügt sie hinzu — „besteht nur darin allein, zu kennzeichnen, daß solche Illusionen nicht wünschenswerth sind, zu denen die österreichisch-ungarischen Kreise gewillt zu sein scheinen, die plötzlich zu reden begannen von einer bevorstehenden politischen Annäherung zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn als von einer natürlichen und logischen Folge der in Aussicht stehenden wirthschaftlichen Annäherung zwischen beiden Mächten."

Wenn die österreichische Diplomatie nach „berühmten Mustern" sich mit der Hoffnung getragen hat, eine handelspolitische Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn werde ein freundschaftliches Verhältniß auch auf rein politischem Gebiete zeitigen, so ist ihr die Lehre, die ihr die „Nowoje Wremja" giebt, die sie aber schon längst aus competenterem Munde hätte hören können, nur dienlich. Von actuellerem Interesse ist das Zugeständniß des Petersburger Blattes, daß Rußland auf dem Balkan, bei den serbischen, wie bei den bulgarischen Wirren, noch ebenso sehr „interessirt" ist, wie je zuvor, wenn auch officiös geflissentlich das Gegentheil versichert wird.

Feuilleton.

Der Liebe und des Glückes Wellen.

8] Roman von M. v. Eschen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Tilli weiß ganz genau, daß der Director die Comtesse wegen ungenügenden Einhaltens der Stunden fortgeschickt hat; daß Mutter und Tochter Rache brüten gegen die Akademie und wer darauf vorkommt. Ebenso weiß sie auch von Hilde selbst, daß in dem letztern Puncte die Dinge sich ganz anders verhalten.

Nichtsdestoweniger nickt sie beistimmend; es kann ihr nur angenehm sein, wenn Jemand etwas sagt, was Hilde discreditiren muß, was noch einmal die Abneigung des Barons gegen Blaustrümpfe verschärft.

„Ah!" macht sie eben erstaunt. Gilt es der prächtigen Zeichnung oder dem Zufall, welcher ihr, als sie eben achtlos in der Mappe auf dem kleinen Tischchen blätternd, gerade dies Blatt in die Hände gespielt. Es ist der Michel Angelo'sche David, eine herrliche, kraftvolle Jünglingsgestalt, den die Kohle hier mit köstlich markigem Strich und seiner Behandlung treu im Sinne seines Meisters wiedergegeben hat. An dem unteren Rande des Cartons, in der Ecke rechts, steht mit kleinen Lettern „H. Moran".

„Da haben wir's! shocking" — Frau von Rosen schwenkt triumphirend das Blatt. „Na, wenn das die Gräfin und die Excellenz zu sehen bekommen, dann gnade Gott dem Fräulein Hilde!"

Erstaunt blickt Tilli auf, dann wird es ihr klar, die Generalin hat diese Copie für eine Actfigur, für eine Zeichnung nach dem Leben gehalten. Nur die anerzogene Beherrschung bewahrt die junge Dame diesmal vor einem Ausbruch heitersten Gelächters. Schnell, mit bitterm Grimm fällt es ihr ein, die Freundin hat Glück gehabt! Sie brauchte nicht liebenswürdig zu sein, alles Mögliche zu lernen und zu lesen, was einen gar nicht interessirt, weil man es für die Unterhaltung wissen muß. Ehe Tilli zu einer Antwort kommt, beginnt die Rosen von Neuem: „Sie warten auf die Pferdebahn, Liebste" — die junge Frau ist aufgestanden und hat durch das Fenster Comtesse Line den Georgen-Platz drunten kreuzen sehen. „Dann entschuldigen Sie mich, ich möchte die Comtesse einholen. Sie wissen, wir haben einen Weg. Aber Sie dürfen mir auch nicht böse sein, wenn ich Sie verlasse."

„Nein?" „Bitte, bitte nicht!" Und die junge Frau verabschiedete sich so schnell wie möglich.

Tilli sieht ihr nach; sie weiß ganz gut, was die Freundin so eilig von hinnen und zu der Comtesse Line treibt. Erst lacht sie spöttisch über die Unwissenheit. Dann blickt sie finster, und finstere Gedanken kreuzen sich in dem zierlichen Köpfchen unter dem hohen Krönchen von seidenweichem, dunkelm Haar.

Ob nur die Unwissenheit blind oder auch die Bosheit blind, je nachdem sehend machen kann?

Eben ist der letzte Nachzügler, der Bewunderer von 123, vorübergegangen. Jetzt schließt sich die Thür mit lautem Fall. Niemand ist nahe, der Aufseher mit seinem Mittagbrod beschäftigt — sie hört das Klappern des Löffels auf dem Teller. Noch einmal huscht ein schwer beschreiblicher Ausdruck über ihre Züge. Schnell entschlossen jedoch nimmt sie einen Stift zur Hand, mit riesengroßen, eigenthümlich verschnörkelten Lettern setzt sie es unter die Zeichnung des Michel Angelo'schen David: „Actfigur Hilde Moran". — Ebenso entschlossen löst die junge Dame einen Carton von der Wand und hängt den David dafür hin; es ist eine Stelle nahe dem Eingang des Cabinets zur rechten Hand, wo er einem jeden Eintretenden sofort in das Auge fallen muß.

An demselben Mittag noch hatte Excellenz von Meiering ihren kleinen Spielkaffee mit den Beta's und den Wenderoden's. Die Excellenz ist sehr engherzig und sehr orthodox; die Beta's nehmen das Leben leicht, sehr leicht sogar, und darum thun sie nach außen furchtbar anständig. Wenn die alte Gräfin einen jungdeutschen oder französischen Roman liest, so thut sie das nicht — um mit einem bekannten Kritiker zu reden — wegen der Kraftbrühe, die er trotz alledem enthält, und nimmt dieser zu Liebe die kleinen Ferkelchen, die darin herumschwimmen, mit in den Kauf, sondern lieber wegen dieser selbst. Allerdings gebraucht sie die Vorsicht, solche Bücher in einer Attrape zu verwahren, welche als ein in schwarzen Sammt gebundenes, mit goldnem Lettern bedrucktes Gebetbuch auf ihrem Nachttisch liegt. Die Wenderoden's, eine Mutter und zwei den Flügelkleidern entwachsene Töchter, sind arme Verwandte der Meiering's und der Beta's, eifrig bemüht, die Gunst ihrer reichen Verwandten zu verdienen. Außerdem naffauern sie gern, wobei ihnen in Rücksicht auf ihre Verwandten die besten Familien freundlich entgegenkommen, wodurch dann wieder Alles, was man bei Beta's sagt, bei Meiering's wünscht, mit fast telephonartiger Geschwindigkeit bekannt wird.

Am nächsten Tage schon wird die Ausstellung geschlossen, nachdem ein ungemein zahlreicher Damenbesuch, namentlich aus höheren Kreisen, constatirt worden ist. An den nächsten Tagen werden empfängt Tilli ein Billet, Parfüm Jockey-Club, von ihrer besten Freundin. Fräulein Tilli wechselt die Farbe, zieht die Stirn kraus, schiebt die Unterlippe vor und zurück. Und nachdem sie sich so eines Bessern überlegt, als was ihr die Freundin geschrieben, sagt sie kurz: „Ich werde heute Abend nicht mit zu Wallenstein's gehen; ich habe Migräne." — Leicht wird Mama beredet, gleichfalls zu Hause zu bleiben; der Präsident ist von seinem neulichen Unfalle entschuldigt. Gerda — sie ist ein kleines dummes Ding, meinen die beiden Damen, lassen wir sie gehen und Hilde mit ihr.

In einem hübsch decorirten Salon empfangen die Wallenstein's ihre Gäste. Die Oberstlieutenantin in einer schillernden Seidenrobe mit langer Schleppe, ihr liebenswürdiges Lächeln auf den regelmäßigen Zügen; er in seiner neuesten Uniform, sämmtliche Orden auf der Brust, ritterlich und höflich gegen Jung und Alt.

Und Jung und Alt, die schon in reicher Zahl über die Schwelle geschritten, hat er ritterlich und höflich in die anstoßenden Gemächer geleitet, während sich seine bessere Hälfte nur auf einen freundlichen Handschlag oder eine formelle Verbeugung an dem Eingang beschränkt. Eben macht Gerda ihren Knicks; Hilde wartet vergeblich, daß auch ihr die Dame vom Hause die Hand reichen soll zum freundlichen Gruß. Kaum, daß ein Neigen des Kopfes dem Mädchen dankt für den Knicks, während es aus den Zügen der Dame fast feindlich fragt: „Was willst Du denn hier?"

Das Blut steigt Hilden ins Gesicht. — Gerda ist längst schon weiter geflattert; der Oberstlieutenant tritt rasch hinzu und führt sie in den anstoßenden Saal, wo die jungen Leute sind.

Thea von Rosen steht hier dem Eingang zunächst; freundlich eilt Hilde, die junge Frau zu grüßen. Wieder trifft sie der gleiche feindselig erstaunte Blick, nur daß die Generalin, ohne irgend eine weitere Notiz zu nehmen, den Rücken wendet, Comtess Line Beta ungenirt hell auflacht. Das ist eine herausfordernde Ungezogenheit, und peinlich befangen, als habe sie dieselbe begangen anstatt erlitten, steht das Mädchen da. Sie sieht die Fräulein von Werder — es sind nette Mädchen, die nur die eine Schwäche haben, sie möchten etwas in der Gesellschaft gelten, vielleicht nur soviel, als ihre Persönlichkeit werth ist. Aber Papa ist pensionirt, es giebt keine Bälle und Diners in ihrem Haus, so heißt es denn auch hier nach oben sehen, von wo der Wind herkommt, auf daß man mit ihm segeln kann. Frau von Rosen aber und Comtess Beta sind tonangebend unter den jungen Damen in Grünbergen. So muß denn Else Werder nothwendig einer Bekannten guten Abend sagen, und auch Milli verabschiedet sich schnell, kaum daß Hilde zu ihnen tritt. Ahnungslos macht diese noch einen Versuch. — Der gleiche Erfolg. Was bedeutet das? fragt sie sich. Wo doch nur Gerda steckt? — Ja, die hat längst ein interessantes Plauderecken in dem letzten Zimmerchen der Reihe unter grünenden Palmen, auf bunten Polstern, beleuchtet von dem rothen Lichte der Ampel, für sich und den Grafen gefunden.

Jetzt kommt Wintig, um Hilde zu grüßen. Sie hängt am Ende doch mit dem Hause seines Präsidenten zusammen, und besser ist besser, denkt der kluge junge Mann. Da aber taucht plötzlich ihnen gegenüber die Excellenz von Meiering vor ihnen auf. Vertraut mit der Parole, welche sich zwar nur ein kleiner Kreis gegeben hat, der Kreis, an dessen Herrschaft der große Kreis, der sich Gesellschaft nennt, seine Macht abgetreten hat, wie eine Republik an ihren Senat — findet er ebenso schnell eine Entschuldigung für sein Gehen. Lieutenant Bender will Fräulein Moran guten Abend sagen, ein scharfer Ruf seiner Schwester hält ihn zurück. Wieder steht Hilde allein; sie macht keinen Versuch mehr, sich Jemand zu nähern; wohin sie tritt, weicht man aus — man tuschelt, wispert, thut sehr erstaunt und sehr empört. Die Herren — es kommen immer nur sehr wenige zu vergleichen Soiréen, wo man nicht tanzt und nicht soupirt — werden von den Damen beschäftigt und lassen es sich gefallen. Von Hilden's nähern Freunden, so scheint es, ist keiner anwesend.

Peinlich, immer peinlicher wird es Hilda zu Sinn. Man soll es nicht merken; sie schränkt die Arme zusammen und hebt den Kopf; ihre Blicke wandern von dem Boden zu dem Plafond, von den Fenstern zu dem Kamin, zu den Wänden, der Thür, in welcher eben Donach mit einigen Herren unter dem grotesken Zickzack von buntem Plüsch seinem Platz genommen hat, um, so scheint es, die Vorgänge hier zu überschauen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.